

Eklat in Erez

VON JOSEF JOFFE

Kurz vor ihrem legendären Händedruck im Rosengarten des Weißen Hauses hatte Yassir Arafat an Yitzhak Rabin geschrieben und gelobt, seinem Exilparlament die „notwendigen Änderungen“ in der PLO-Charta „zur Billigung vorzulegen“. Das war im September 1993. Mehr als fünf Jahre hat es gedauert, bis der Nationalrat (PNC) jetzt in Gaza jene Passagen annullierte, die den Staatsmord an Israel vorsahen. Freilich geschah es lustlos und unwillig – trotz Anwesenheit des Präsidenten der USA.

Arafat hatte sich auch nicht getraut, die PNC-Leute zur namentlichen Abstimmung aufzurufen; das rasche Handaufheben in der Masse mußte als Ersatz für eine Prozedur herhalten, die nicht einmal rein arithmetisch zu bewältigen war. Die Charta schreibt wie jede Verfassung die Regeln ihrer eigenen Revision vor: durch ein Votum von zwei Dritteln aller Mitglieder. Freilich waren nur drei Fünftel in Gaza erschienen; im strikt rechtlichen Sinne hat sich durch das Handaufheben nichts verändert, obwohl Bill Clinton, der große Zeuge aus dem großen Amerika, sofort seinen Segen gab.

Was lehrt diese Episode? Das simpelste Fazit ist zugleich das wichtigste: Der Frieden ist ein gar langsames Geschöpf in Nahost. Warum sollte in fünf Jahren ein Konflikt gelöst werden, der vor einem Jahrhundert, mit dem Beginn der jüdischen Rückwanderung, zu schwelen begann und seit 60 Jahren mit Gewalt ausgetragen wird? Zweitens: In Nahost ist das Selbstverständliche nur scheinbar so. Es wäre eine Selbstverständlichkeit gewesen, schon vor fünf Jahren etwa den Artikel 19 zu streichen, wo die Gründung des Staates Israel als „gänzlich unrechtmäßig“ dargestellt wird. Aber damit, mit der Aufgabe der „totalen Befreiung Palästinas“ (Art. 21), hätte die PLO ihr revolutionäres Selbstverständnis, ihre historische Identität und das einigende Band aufgeben müssen, das die rivalisierenden Gruppen zusammenhielt.

Folglich hat es fünf Jahre gedauert, und ganz Abschied genommen von ihrer alten *raison d'être* hat die PLO noch immer nicht. Das erklärt auch den Eklat am Ende der Clinton-Reise, als sich der Präsident, der Premier und der *Rais* zur Krönung des Gipfels am Checkpoint Erez trafen. Mittendrin war Arafat zu seinem Hubschrauber gestürzt, weil Netanjahu jegliche Konzession verweigert hätte, wie etwa bei der Freilassung palästinensischer Häftlinge. Und warum nicht? Arafat müsse zuvor versprechen, am 4. Mai keinen Staat auszurufen, Anti-Israelisches aus palästinensischen Schulbüchern zu streichen, endlich aufhören, Landkarten zu veröffentlichen, auf denen Israel nicht existiert.

Mithin geht es um das Schwierigste überhaupt im Leben verfeindeter Völ-

ker: um die gegenseitige Anerkennung nicht bloß auf dem Papier, sondern in der Seele. Diesen Schritt haben beide Seiten seit 1993 noch nicht vollzogen. Deshalb verweigert Netanjahu hartnäckig die Staatlichkeit, deshalb behandelt Arafat jedes Symbol der Anerkennung – in Charta oder Schulbuch – wie ein Stück Fleisch, das er sich aus dem eigenen Leib schneiden müßte.

Deshalb sind die beiden auch so schwach, wissen sie doch, daß die Koalitionen, auf denen ihre persönliche Macht ruht, außerordentlich labil, wenn nicht gar gegen den Friedensprozeß sind. Netanjahu ist gerade mit knapper Not an einem Mißtrauensvotum vorbeigekommen; in der nächsten Woche droht ihm abermals diese Guillotine. Was wird er tun? Er wird jedem versprechen, was der hören will – den einen, daß der Prozeß weitergehen, den anderen, daß kein Stück Land mehr aufgegeben wird. Und Arafat? Er muß zwar sein Parlament nicht fürchten, dafür aber all jene, die kraft Clan und Gruppe Macht haben – oder ihr Veto gar per Bombe einlegen.

Weil beide so schwach sind, haben sie sich auf Clinton gestürzt; das ist neuerdings das Fatale an diesem Friedensprozeß. Denn Netanjahu und Arafat verhandeln nicht mehr miteinander, sondern in Wahrheit nur noch mit Washington. Big Bill soll's richten: daß die Israelis dieses, die Palästinenser jenes tun. Mit seinem Besuch in Gaza hat er den Palästinensern passend zur Jahreszeit ein wunderbares Geschenk namens Staatlichkeit überreicht. Aber es bleibt eine symbolische Gabe. Denn den echten, lebensfähigen Staat können sie nur von Israel bekommen – so wie Israel die wahre Sicherheit nicht aus Waffen *Made in USA*, sondern nur aus der Koexistenz mit einem zufriedenen Palästina beziehen kann.

Clinton hat den Frieden zum persönlichen Projekt gemacht – zum Teil aus strategischen, zum Teil aus innenpolitischen Bedürfnissen im Schatten der Staatsanklage. Damit hat er den Prozeß allerdings nicht befruchtet. Denn jeder versucht nun, die USA auf seine Seite zu ziehen, statt den anderen zu überzeugen. Gerade bei Arafat schafft das die Illusion, daß Amerika den israelischen Freund in den Schwitzkasten nehmen wird. Nur: Bei aller Verärgerung über Israel werden die USA ihren wichtigsten Verbündeten in Nahost nie wirklich fallenlassen.

Wie es weitergeht? Die Zukunft wird so langsam voranschreiten wie die Vergangenheit. Denn noch sind beide Seiten nicht wirklich bereit, sich auch im Herzen anzuerkennen. Deshalb wird jeder Zentimeter, jeder Buchstabe zum Symbol des gesamten Konfliktes. Und große Staatsmänner, die den kühnen Schritt wagen könnten, zeigen sich weder hier noch dort.